„Und sie erkannten ihn am Brotbrechen“ (Lk 24): Das große Wunder des Anerkennens in der Gestalt der Danksagung

Prof. Dr. Jean Greisch

In der heutigen Meditation wollen wir uns mit den Glaubenswegen des Anerkennens beschäftigen, die ihre Spuren in den evangelischen Berichten über die nachösterlichen Begegnungen mit dem Auferstandenen hinterlassen haben. Ich werde drei Szenen betrachten. Um die enge Verflechtung zwischen Schriftlektüre und Bildmeditationen zu unterstreichen, wird jede von ihnen durch ein Bild aus dem in der Abtei Reichenau angefertigten Codex Egberti eingeführt werden.

Unsere Betrachtung beginnt mit der Darstellung des Engels vor dem leeren Grab, der gleichsam das Tor bewacht, durch das wir hindurch schreiten müssen, um uns auf den nachösterlichen Glaubensweg des Anerkennens zu begeben. Im Vergleich zu dieser Lichtgestalt wirken die menschlichen Wächter auf dem Dach wie unscheinbare Zwerge, die nur noch eine ornamentale Funktion haben.

Dass der Weg nach Jerusalem die Jünger Jesu überforderte, und von ihnen nur als ein schrecklicher Holzweg empfunden werden konnte, bedarf keines längeren Kommentars.

Aus den unzähligen Texten, die man zum Beweis anführen könnte greife ich einen einzigen Passus aus dem Johannesevangelium heraus.

Der Evangelist Johannes beendet seinen Bericht über das öffentliche Wirken Jesu mit einem Hinweis auf dessen göttliche Sendung, deren geheimes Passwort „ewiges Leben“ lautet: „Und ich weiß, dass sein Auftrag ewiges Leben ist.“ (Joh 12, 50). Der hieran anschließende Bericht über das letzte Abendmahl beginnt mit einer kurzen Notiz, die uns, den Lesern dieses Evangeliums, den Schlüssel der nachfolgenden Ereignisse liefert: „Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung.“ (Joh 13, 1). Er erwies ihnen seine Liebe *eis telos*. Dieses Wort *telos* darf nicht nur in einem rein chronologischen Sinn verstanden werden: „Er liebte sie bis zum Ende“, bis zu seinem letzten Atemzug, bis zur letzten Minute. Das stimmt zwar, aber der Vers hat einen noch tieferen Sinn: In seiner Liebe ging er zum Äußersten. Die neutestamentlichen Wege des Anerkennens werden erst dann zu Glaubenwegen, wenn man diesen „Extremismus“ der Liebe anerkannt, und mindestens ansatzweise verstanden hat, denn zu nichts anderem hat der vierte Evangelist uns sein Evangelium hinterlassen.

Dass die Jünger es sich mit diesem Weg des Anerkennens schwer tun, beweist unter anderem der Passus im 14. Kapitel, in dem Jesus selbst, nachdem er den Verrat nicht nur des Judas, sondern auch des Simon Petrus angekündigt hatte, vom Weg spricht, den er zu begehen hat: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren. Glaubt an Gott und glaubt an mich! Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, hätte ich euch dann gesagt: Ich gehe um einen Platz für euch vorzubereiten? Wenn ich

gegangen bin und einen Platz für euch vorbereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin. „Und wohin ich gehe – den Weg dorthin kennt ihr.“ (Joh 14, 1-4)

Sind diese rätselhaften Worte nicht dazu angetan, die schon verwirrten Herzen der Jünger in eine noch größere Verwirrung zu stürzen? Was soll diese Rede von einem Gehen und Wiederkommen auf einem offenbar noch von keinem Menschen begangenen Weg?

Einer der Jünger hat den Mut, seine Verwirrung offen zu bekennen. Es ist Thomas. „Thomas sagte zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie sollen wir dann den Weg kennen?“ (V.5) Die Antwort besteht in einem noch rätselhafterem Wort, dessen Bedeutung Thomas und den anderen Jüngern erst viel später klar werden wird, und deren volle Tragweite wir selbst vielleicht noch gar nicht erfasst haben. „Jesus sagte zu ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (V.6).

Diese dreifache Selbstbezeichnung Jesu: „der Weg“, „die Wahrheit“, „das Leben“ ist einer der Höhepunkte des Johannesevangeliums und zugleich der neutestamentlichen Offenbarung überhaupt. Die Glaubenswege des Anerkennens entfalten sich von hier aus im Zeichen der Trias: „Weg“, „Wahrheit“ und „Leben“. Ein Weg, der nicht zugleich ein Schritt in der Erkenntnis der je größeren Wahrheit und ein Weg zum Leben ist, kann kein Glaubensweg des Anerkennens sein.

Das unterstreichen die folgenden Worte, die den Einspruch eines anderen Jüngers auslösen: „Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Schon jetzt kennt ihr ihn und habt ihn gesehen.“ (V.7). Diesmal ist es Philippus, der sich zu Wort meldet: „Herr, zeig uns den Vater; das genügt uns.“ (V.8). Er erhält eine Antwort, die ihn auf eine erst noch zu leistende Verstehensarbeit verweist, die viel Zeit, und nicht nur Zeit beansprucht: „Jesus antwortete ihm: Schon so lange war ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ (V.9)

Dieser Abschnitt des Johannesevangeliums liefert uns ein Vorspiel für unsere Betrachtung über die nachösterlichen Wege des Anerkennens.

In einem seiner Romane spricht der französische Schriftsteller Julien Gracq von dem tiefen Eindruck, den die Auferstehungsberichte auf ihn gemacht haben. Alles geht sehr schnell. Man geht nicht, man läuft. Etwa im johanneischen Bericht über das leere Grab: Petrus und der Jünger, den Jesus liebte, laufen eilends zum Grab, und sie haben es ebenso eilig, nach Hause zu kommen. Selbst der Auferstandene scheint es eilig zu haben.

Was ist das Geheimnis dieser auffälligen Eile? Man kann sie auf die Naherwartung der baldigen Wiederkunft beziehen, deren Spuren besonders deutlich im 1. Thessalonicherbrief greifbar sind. Man kann aber auch die Dringlichkeit der Frohbotschaft von der Auferstehung heraushören, eine Dringlichkeit, auf die der Apostel Paulus immer wieder in seinen Sendschreiben an die von ihm gegründeten Gemeinden verweist.

1. Verkennungen und Anerkennungen

Ein zweites Merkmal der Auferstehungsberichte ist die schwierige Arbeit des Anerkennens, die zunächst die Form des Widererkennens hat. Was dieses Wiedererkennen so schwierig macht, ist die Erschütterung des gewaltsamen Todes und die Erinnerung an die Verunstaltung der Kreuzigung. Dieser Aspekt spiegelt sich besonders deutlich in einer Erzählung des Johannesevangeliums wieder, die immer wieder in der christlichen Kunst illustriert wurde.

Es ist die Wiedererkennungsszene (Joh 20, 11-18) zwischen Maria von Magdala und dem Auferstandenen im Friedhofsgarten am Ostermorgen. Aus leicht verständlichen Gründen ist Maria untröstlich. Nicht nur, weil sie durch den gewaltsamen Tod Jesu am Kreuz einen unersetzlichen Verlust erlitten hat, sondern auch, weil die Entdeckung des leeren Grabes diesen Verlust noch verschärft: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ (20, 13). Wer je mit Hinterbliebenen zu tun hatte, die nicht einmal über den Leichnam des Vermissten oder Verunglückten verfügten, wird verstehen, wie sehr diese Tatsache die Trauerarbeit erschwert oder gar verunmöglicht.

In dieser verzweifelten Situation wendet Maria sich um, und sieht Jesus dastehen, ohne zu wissen, mit wem sie es zu tun hat: „Als sie das gesagte hatte, wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, wusste aber nicht, dass es Jesus war.“ (V.14).

Maria hält Jesus zunächst für den Gärtner. Für viele Künstler ist dies ein Anlass gewesen, Jesus als Gärtner verkleidet darzustellen. Zum Beispiel in einem eindrucksvollen Holzschnitt Albrecht Dürers. Man muss schon sehr genau auf die Wundmale an den Händen und Füssen dieser mächtigen Gestalt schauen, um zu merken, dass dieser von der aufgehenden Sonne angestrahlte „Gärtner“ kein gewöhnlicher Friedhofsarbeiter ist!

Dieselbe Verwechslung wird in einer Federzeichnung Rembrandts diskret angedeutet. Der von Gram zusammengekauerten Frauengestalt steht die aufrechte Gestalt des „Gärtners“ gegenüber, der offenbar ihren Schmerz ernst nimmt und sich ihr bereits zugewandt hat: „Frau, warum weinst Du?“

Andere Künstler zögern nicht, diese Verwechslung ins Theatralische zu ziehen, auf die Gefahr hin, ins Allegorische abzuschwenken.

Auch wenn man die Ausdruckskraft solcher Darstellungen bewundert, sind sie keine gute Verstehenshilfen, um den Gegebenheiten des Textes näherzukommen. Ein Zitat von Jean Auguste Dominique Ingres (1780-1867) mag uns helfen, den hermeneutischen Gebrauch zu präzisieren, den wir in diesen Bibelmeditationen, die zugleich Bildbetrachtungen sind, von den Bildern der alten Meister machen: „Man muss das Geheimnis des Schönen im Wahren finden. Die alten Meister haben nichts geschaffen, sie haben erkannt.“

Ohne zu zögern, ergänze ich diesen Spruch durch ein: „... und sie haben anerkannt“! Nur deshalb bringt ihr schöpferischer Blick uns selbst, die Leser der Schrift und die Betrachter dieser Bilder, die keine bloßen Illustrationen, sondern immer auch Interpretationen sind, auf dem Weg des Anerkennens weiter.

Das erste Wort, das Jesus an Maria richtet, ist eine Frage, und zwar die gleiche Frage, die die Engel bereits einige Verse zuvor an sie gerichtet hatten: „Was weinst du?“ Ein Merkmal der Erscheinungsberichte ist der Nachdruck, mit dem immer wieder auf die Gefühle der Betroffenen hingewiesen wird. Jeder wird persönlich angesprochen und bei seinem Namen gerufen, anders gesagt, er wird vom Auferstandenen „anerkannt“. Erst aufgrund dieser vorgängigen Anerkennung wird der Anerkennungsprozess des Glaubens ausgelöst und findet die „Umwendung“ statt, die eine neue Blickweise ermöglicht: „Da wandte sie sich ihm zu und sagte auf hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister! Jesus sagte zu ihr: Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ (V.16-17).

Die Diagonale dieses „Hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ ist die beherrschende Linie in Correggios (1489-1534) Darstellung dieser Szene, an der sich unzählige Künstler versucht haben. Das Gemälde, in dem sich die kniende Maria und der aufrecht stehende Auferstandene Auge in Auge gegenüberstehen entstand 1522/23. Das ausdrucksvolle Spiel der Hände bestärkt noch den Eindruck, dass sich hier eine Bewegung vollzieht, die alles in ein neues Licht rückt.

Paolo Veronese, ein Schüler Correggios, schildert dieselbe Szene in den für seine Malweise charakteristischen Silbertönen.

Es ist gibt wenige biblische Szenen, die in der christlichen Kunst so häufig dargestellt wurden wie diese. Auch hier gilt es genau auf den Text zu achten, um nicht einem Missverständnis zu verfallen, das durch die lateinische Übersetzung des 17. Verses (*mè mou haptou*) mit „Noli me tangere!“ ausgelöst wird. Dieses Missverständnis wird in der Einheitsübersetzung im Anschluss an Luther noch bekräftigt: „Rühre mich nicht an!“.

Der Kommentar der Stuttgarter Erklärungsbibel deutet an, dass diese Warnung eine Korrektur eines möglichen, durch Mt 28, 9b ausgelösten Missverständnisses sein könnte: „Und sie (die Frauen am Grab, „Maria von Magdala und die andere Maria“, V.28,1) umfassten seine Füße und fielen vor ihm nieder“). „Auferstehung“, so der Kommentar, „ist nicht Rückkehr in altvertraute Verhältnisse und Bindungen, sondern Aufbruch und Durchbruch in eine ganz neue Dimension des Lebens aus Gott und mit Gott. Anders wäre sie für Jesus nicht die Vollendung und brächte sie den Jüngern nicht das verheißene Heil.“[1] Diesem Kommentar kann ich nur zustimmen, denn wenn die Auferstehung nur eine Neuauflage des bereits Erlebten wäre, würde die Rede von nachösterlichen Glaubenswegen des Anerkennens überhaupt hinfällig. Das ändert

[1] *Stuttgarter Erklärungsbibel*, S.1603.

freilich nichts daran, dass die ebenerwähnte Übersetzung ihrerseits missverständlich ist. Es wäre höchst verwunderlich, dass Jesus, der zeitlebens keine Kontaktscheu gegenüber Frauen (vgl. Mt 28, 9), Sündern und Zöllnern gezeigt hatte, sich nach seiner Auferstehung in einen „Rührmichnichtan“ verwandelt hätte!

An religiösen „Rührmichnichtans“ gibt es in der Religionsgeschichte keinen Mangel. Von einem hinduistischen Heiligen des 19. Jahrhunderts wird berichtet, er sei so empfänglich für Unreinheit gewesen, dass er schon unpässlich wurde, wenn eine unreine Frau das Vorzimmer seiner Wohnung durchquerte. Für solche Vorstellungen gibt es glücklicherweise in den kanonischen Evangelien keinen Anhalt, weder vor noch nach der Auferstehung!

Alles hängt daher von einem rechten Verständnis der Bewegung des Anerkennens und ihrer spezifischen Dynamik ab. Dass es sich nicht darum handeln kann, den Auferstandenen in Beschlag zu nehmen, weder für Maria noch für die anderen Jünger, noch für die heutige Kirche, steht außer Zweifel. Ebenso entscheidend ist die Frage, welche Bewegung das Auferstehungsereignis ausgelöst hat und auf welchen Weg es uns gebracht hat. Diese Frage stelle ich mir, wenn ich im Louvre einem Gemälde des Florentiner Malers Angelo Bronzino (1502-1563), des Hauptvertreters des Toskanischen Manierismus gegenüber stehe.

In diesem 1561 gemalten Bild verwandelt sich die Anerkennungsszene im Friedhofsgarten nahezu in eine Tanzstunde. In einer eigentümlichen Choreographie, die um die mächtige Gestalt des Auferstandenen kreist gerät alles in Bewegung, angefangen von den aufgelösten Haaren Marias, dem eindrucksvollen Spiel der Hände bis zu den beiden Frauengestalten im Hintergrund und den winzigen Engeln vor dem Grab. Dass die Begegnung mit dem Auferstandenen auch als eine „invitation à la danse“ verstanden werden kann, und zwar zu einem Tanz, der in kosmische Dimensionen hineinreicht, ist ein Gedanke, den man in den Texten mancher Kirchenväter wiederfindet, mit denen Hugo Rahner sich in seinem Buch: „Homo ludens“ beschäftigt hat.

2. Handgreiflichkeiten und Glaubensgewissheiten

Wenden wir uns jetzt einer zweiten Szene zu, die auf fast drastische Weise bezeugt, dass der Auferstandene in der Tat kein „Rührmichnichtan“ ist. Es ist die Geschichte des „ungläubigen“ Thomas in Joh 20, 24-29, die eigentlich den Titel: „Der gläubige Thomas“ verdienen würde, denn auch hier handelt es sich eindeutig um eine Bekehrungs- und Anerkennungsgeschichte. Aus Gründen, die der Evangelist nicht erläutert, ist Thomas bei der ersten Begegnung mit dem Auferstandenen nicht dabei gewesen. Seine irritierte Reaktion auf die Begeisterung der anderen Jünger ist eine Provokation: „Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger in seine Seite lege, glaube ich nicht.“ (V.25). Diesen Satz kann man folgendermaßen verstehen: Ich brauche andere und stärkere, handgreiflichere Beweise als die Erzählungen leichtgläubiger Frauen und einer sich leicht in Begeisterungszustände hineinsteigernde Gemeinde! Diese Sonderstellung des Thomas

spiegelt sich etwa in einem romanischen Kapitell der Kirche Santo Domingo de Silos wieder.

Thomas ist aber nicht nur ein Charakterkopf, er steht auch stellvertretend für eine Mentalität, die heute verbreiteter ist als je. Er stellt seine Bedingungen, damit die Anerkennung für ihn intellektuell und existenziell nachvollziehbar wird. Die diesbezügliche Einstellung fasst ein Satz Hegels über das moderne Prinzip der Erfahrung gut zusammen: „Das Prinzip der *Erfahrung*", liest man im Zusatz des 7. Paragraphen der Einleitung zu Hegels *Enzyklopädie der Wissenschaften*, „enthält die unendlich wichtige Bestimmung, dass für das Annehmen und Fürwahrhalten eines Inhalts der Mensch selbst *dabei sein* müsse, bestimmter, dass er solchen Inhalt mit der *Gewissheit seiner selbst* in Einigkeit und vereinigt finde. Er muss selbst dabei sein, sei es mit seinen äußerlichen Sinnen oder aber mit seinem tieferen Geiste, seinem wesentlichen Selbstbewusstsein."[2]

Diese Forderung findet wohl nirgendwo einen drastischeren Ausdruck wie in Caravaggios 1602/3 entstandenem Gemälde in der Gemäldegalerie des Schlosses Sanssouci in Potsdam, eine Darstellung, die immer wieder kopiert wurde, und von der bereits im 17. Jahrhundert 22 Kopien im Umlauf waren.

In Caravaggios Darstellung nimmt Thomas die Einladung Jesu: „Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie an meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!" beim Wort. Er berührt nicht nur die Wunde, sondern fingert wie ein Arzt in der Wunde herum, gleichsam, als wolle er der Sache „auf den Grund gehen".

Die beiden anderen Jünger sind ebenso wie Thomas an der „Inspektion" beteiligt. Im Gegensatz zu ihnen blickt Thomas aber nicht auf den Leib des Auferstandenen. Sein Blick gleitet an ihm vorbei, als ob sein Blick sich ganz in den tastenden Finger verlagert hätte. Die Tatsache, dass seine Joppe selber einen Riss auf der Schulter hat, stellt eine eigenartige Beziehung zwischen dem Wundmal Jesu und dem von Zweifeln hin und her gerissenen Thomas her.

Was Caravaggio, der Unverschämte, nicht erfasst, sondern höchstenfalls in der Handbewegung Jesu andeutet, ist der eigentliche Prozess der Umkehr: „Thomas antwortete ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!" (V.26-29).

3. Das große Wunder des Anerkennens: Unterwegs nach Emmaus

Wenden wir uns jetzt dem dritten Text zu, auf den der Titel unserer Meditation verweist. Wir finden ihn im 24. Kapitel des Lukasevangeliums. Ähnlich wie Johannes erwähnt auch Lukas den Lauf der Jünger zum leeren Grab, den Petrus hier gleichsam im Alleingang absolviert. Lukas fasst die ganze Begebenheit in einem einzigen Vers

---

[2] G.W.F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse I*, Theorie Werkausgabe, Bd. 8, Frankfurt, 1970, S. 49f.

zusammen (24, 12), der eine Erzählung „en miniature“ ist. Der Lauf Petri zum leeren Grab endigt mit der Feststellung, dass Petrus „voll Verwunderung über das, was geschehen war“, zurückkehrt. Auffällig ist hier die eigentümliche Unbestimmtheit der Formel „das, was geschehen war“. Was war denn eigentlich geschehen?

Dieselbe Unbestimmtheit finden wir in der anschließenden, breit ausgestalteten Erzählung über den Gang der Jünger nach Emmaus (24, 13-35), die zum lukanischen Sondergut gehört. Es ist die längste der Auferstehungsgeschichten überhaupt, was einige Exegeten dazu geführt hat, sie als eine Art von theologischer Synthese der Auferstehungsberichte zu betrachten. Für unsere Betrachtung entscheidend ist, dass sie sämtliche Motive enthält, die die Rede von nachösterlichen Glaubenswegen des Anerkennens rechtfertigt.

Ebenso wie Johannes in den beiden bisher betrachteten Erzählungen unterstreicht auch Lukas das ursprüngliche Nicht Wiedererkennen. Auf dem Weg nach Emmaus sprechen die Jünger „miteinander über all das, was sich ereignet hatte“ (V.14). Auch hier haben wir eine ähnlich unbestimmte Wendung wie das ebenerwähnte: „das, was geschehen war“. In dieser kurzen Zeitspanne hat sich so viel ereignet, dass es unmöglich ist, sich einen Begriff davon zu machen, wie immer, wenn wir es mit einem „Ereignis“ im starken Sinne des Wortes zu tun haben.

„Während sie redeten und ihre Gedanken austauschten, kam Jesus hinzu und ging mit ihnen.“ Namenlos und unerkannt gesellt er sich ihnen zu und geht mit ihnen. Warum gibt er sich nicht sofort zu erkennen? Weil diese Art der Aufdringlichkeit nicht seiner Wesensart entspricht, aber auch, weil damit ein wesentlicher Aspekt der Frohbotschaft von der Auferstehung verloren gehen würde. Handgreifliche Beweise, wie in Caravaggios Gemälde findet man keine in den kanonischen Evangelien, im Gegensatz zu den Apokryphen. Der Weg der Nachfolge ist ein Weg des Mitgehens und Mitgenommenwerdens, den der Glaubende selbst gehen muss, anstatt sich öffentlicher Transportmittel zu bedienen.

„Doch sie waren wie mit Blindheit geschlagen, so dass sie ihn nicht erkannten.“ (V.16). Dieser Vers liefert uns einen ersten, scheinbar rein negativen Hinweis auf die noch nicht bewältigte Arbeit des Anerkennens. Wiederum ist die „Blindheit“ keine rein intellektuelle Unfähigkeit, sondern auch eine Blindheit des Herzens. Wie öfters nach schweren, traumatischen Ereignissen, geht es um die Unfähigkeit, das Neue zu erkennen, das schon angebrochen ist, insbesondere dann, wenn es sich, wie hier, um ein unerhört Neues handelt.

Gerade hier trennt eine unsichtbare Scheidelinie die Betroffenen von den Nichtbetroffenen, gleichsam als ob jeder in einer anderen Welt leben würde: „Bist du so fremd in Jerusalem, dass du als einziger nicht weißt, was in diesen Tagen dort geschehen ist?“ Die irritierte Frage enthält zugleich eine hintergründige Ironie, denn der Fremde, scheinbar Nichtbetroffene, ist in der Tat „der Einzige“, aber in einem ganz anderen Sinn als die Jünger vermuten!

Mit der abweisenden Reaktion: „Was geht das dich an?“, hätte die Begegnung enden können. Jeder wäre seine eigenen Wege gegangen, wie das öfters bei zwischenmenschlichen Begegnungen der Fall ist. Hier aber löst die schlichte Frage:

„Was denn?“ eine wahre Sturzflut von Informationen aus (V.19-24), gleichsam als ob die Jünger nur auf diese Gelegenheit gewartet hätten, jemandem ihr Herz ausschütten zu können. Sie enden mit dem enttäuschenden Bekenntnis: „Ihn selbst aber sahen sie nicht!“ (V.24). Immer noch besteht die Möglichkeit, dass die von den Frauen berichteten Begebnisse nur viel Aufregung um nichts gewesen sind.

Immerhin ist durch die Tatsache, dass die Jünger sich dem Fremdling anvertraut haben, eine neue Verstehenssituation entstanden: „Begreift ihr denn nicht? Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben. Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen? Und so legte er ihnen dar, ausgehend von Mose und allen Propheten, was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht.“ (V.25-27). Diese kleine Wanderpredigt ist die erste „Osterpredigt“ überhaupt, und die Matrize der zahlreichen Predigten, die wir in der lukanischen Apostelgeschichte finden.

Wie das öfters bei Predigten der Fall ist, wissen wir nicht, wie sie bei den Zuhörern angekommen ist! Für uns, die Leser der lukanischen Erzählung, ist ihr Grundtenor, dass der nachösterliche Glaubensweg des Anerkennens über die „ganze Schrift“ in ihrer polyphonen Ganzheit von Gesetz, Erzählung, Prophetie und Weisheit führt.

Dass die Predigt ihre Wirkung nicht verfehlt hat, zeigt die Reaktion der Jünger, als sie gegen Abend das Dorf erreicht haben: „Jesus tat, als wolle er weitergehen, aber sie drängten ihn und sagten: Bleib doch bei uns; denn es wird bald Abend und der Tag hat sich schon geneigt. Da ging er mit hinein um bei ihnen zu bleiben.“ (V.28-29). Gleich zweimal stoßen wir her auf das Verbum „Bleiben“ (*menein*), das ein Grundwort des Johannesevangeliums, insbesondere in den Abschiedsreden Jesu ist. Es macht uns auf ein anderes Wesensmerkmal der Glaubenswege des Anerkennens aufmerksam, wodurch sie sich von touristischen Kreuzfahrten und wissenschaftlichen Expeditionen unterscheiden: Sie sind auf ein „Bleiben“ ausgerichtet!

Ohne dieses „Bleiben“ wäre die Glaubensgemeinschaft selbst grundlos. Paul Ricoeur spricht in seinem *Weg des Anerkennens* vom „kleinen Wunder des Anerkennens“, das immer dort stattfindet, wo Menschen einander anerkennen. Dieses Wunder findet auch hier statt, aber in der besonderen Form der Tischgemeinschaft, des gemeinsamen Mahls. „Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen.“ (V.31) Die umständliche Beschreibung des Vorgangs ist sicher beabsichtigt. Es geht nicht nur um das kleine Wunder des gegenseitigen Anerkennens, sondern auch um das große Wunder der Danksagung, das das eigentliche Wiedererkennen ermöglicht: „Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn.“ Ihre ursprüngliche Blindheit ist geheilt und behoben; aber unmittelbar darauf „sahen sie ihn nicht mehr“.

Die nachösterlichen Weg des Anerkennens führen von der Blindheit zum Sehen, vom physischen Sehen zum Glauben: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und den Sinn der Schrift erschloss?“ (V.32). Nur brennenden Herzen geht ein Licht auf, eben jenes Licht, das Rembrandts Darstellung der Szene überstrahlt.

Den ganzen Weg des Anerkennens fasst der Codex Egberti in zwei Szenen zusammen, wobei sich die Gestalten der beiden Jünger in Form eines Andreaskreuzes miteinander vertauschen.